

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 4

Artikel: Anders als die andern : Bemerkung zur jüdischen Frage
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Anders als die andern

Bemerkungen zur jüdischen Frage

von KURT GUGGENHEIM

Es kommt folgendes vor: Ich sitze in einer Gesellschaft, trinke meinen Kaffee und denke an lauter friedliche Dinge. Vielleicht entsteht eine kleine Gesprächspause — und dann gibt der juristische Berater einer Versicherungsgesellschaft, zweifellos um diese Pause angenehm auszufüllen, seiner Genugtuung darüber Ausdruck, dass das schweizerische Versicherungswesen noch nicht so «verjudet» sei wie andere Branchen. — Betretenes Schweigen, Augenspiel, helvetisch-weltmännisches «Darüber-hinwieggleiten», dass man die Absätze klappern hört.

Oder: Ein Herr, den ich begleite, findet, wie er auf den Parkplatz zurückkommt, den Kotflügel seines Citroën angefahren. Und prompt und voll von unwiderlegbarer Logik ruft er aus: «Das isch bim Eid wider so en chaibe Jud gsi!»

Wenn sich auch das Schweizerkreuz noch nicht zum Hakenkreuz umgebogen hat, so ist es trotzdem auch in der Schweiz manchmal beschwerlich, als Jude geboren zu sein. Es vergeht fast kein Tag, ohne dass wir Juden nicht in mehr oder weniger verletzender Weise durch unsere Mit-Eidgenossen an unsere Glaubensgenossen erinnert werden. Der Deutsche, der nach dem Krieg in Frankreich sich aufhielt, der keine Zeitung öffnen durfte, ohne dass ihm das Wort «boche» in die Augen sprang, keinen Apéritif trinken konnte, ohne dass man am Nebentisch über «den boche» sich unterhielt, möchte ähnliche aufmunternde Gefühle empfunden haben. Sowie für den Preussen wilhelminischer Aera das elsässische Problem nicht, oder nur in ganz theoretischer Weise bestand, für

die Elsässer aber in täglicher praktischer und fühlbarer Weise, so besteht auch für 99 Prozent der Schweizer das jüdische Problem nicht, wohl aber für die in der Schweiz lebenden Juden.

Es gibt Dinge, die den Schweizer Nichtjuden am Juden abstoßen, genau so, wie umgekehrt der Jude am Nichtjuden Charaktereigenschaften sieht und eine Gesinnung herausfühlt, die ihn gleichfalls nicht anziehen. Welche Dinge sind es, was ist es eigentlich? Und wie erklären sich diese Dinge? Sie lassen sich nicht aus der Welt schaffen, aber erklären lassen sie sich, und das Verständnis dafür kann dazu beitragen, die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Nichtjuden für beide Teile annehmbar zu gestalten.

Der Nichtjude sieht im Juden immer etwas Fremdes. Was ist dieses Fremde? Ist es nicht besser, sich darüber klar zu werden, als darüber zu schimpfen oder es auch nur zu ignorieren? Die Andersartigkeit zu verstehen zu suchen, scheint mir ein Weg, Juden und Nichtjuden das Zusammenleben leichter zu gestalten.

R e l i g i o n

Wenn es regnete, beschäftigte die Tante der Kegelischule uns im Zimmer und unternahm es, uns unter Vorweisung von billigen Reproduktionen berühmter Gemälde in das Neue Testament einzuführen. Einmal, während sie uns an einem Oeldorf der Grablegung Christi von Ciseri (das Original hängt in der «Madonna del Sasso» in Locarno) den Schmerz der Maria ausmalte, überfiel mich eine solche Er schütterung (Mitleid mit der Gottes-

mutter und ohnmächtige Wut über die Juden), dass ich unter Schluchzen die Sprache verlor. Dieser Augenblick ist mir deshalb so deutlich in Erinnerung geblieben, weil ich dabei zum ersten mal in meinem Leben die Entdeckung machte, dass es noch Schmerzen gebe, die sich auf einer andern Ebene abspielen als die körperlichen.

Aber noch in einer andern Weise stimmte mich das Erlebnis später nachdenklich. Es geht daraus unzweifelhaft hervor, dass mit dieser ersten seelischen Emotion zugleich eine religiöse und antisemitische Vorstellung verknüpft war. Zusammenhanglos und affektbetont vorgetragen, sind gewisse Teile des Neuen Testaments judenfeindliche Propaganda par excellence; in ihnen erscheint der Jude dem Kinde mit allen Makeln behaftet; Verrat, Missgunst, Bosheit und Feigheit sind die Eigenschaften der bösen Juden, die den Heiland ans Kreuz geschlagen haben. Wie in Erfüllung einer hohen Verpflichtung werden sie dem christlichen Kinde zuerst und am frühesten übermittelt. Der moderne Antisemitismus ist nicht religiöser Natur; aber wer genau hinhört, hört dennoch tief unten in den dunkelsten Schäften des Bewusstseins die uralten Quellen des Gottesstreites zwischen Semiten und Ariern rauschen.

G e l d

Im Jahr 1900 verlässt der polnische Jude B. mit 43 Franken in der Tasche den Bahnhof Luzern, wo er soeben angekommen ist. Sie sehen seine kleine, dürftige Gestalt vor sich: Er trägt einen Kaftan, die kleinen Löckchen seitlich

der Schläfe und den langen Bart, den zu schneiden ihm seine Religion untersagt. Er kennt keine Sprache als die jiddische. Von krasser Not getrieben, hat er sein Ghetto in Polen verlassen, ist mit seiner Frau und seinen sieben unmündigen Kindern westwärts gezogen und, Gott weiss aus was für einem Grunde, in der Schweiz gelandet. Mit dem letzten Geld, das er besitzt, kauft er sich einen Hausierpack zusammen (Seife, Kämme, Schnürbendel usw.), und so beginnt er, staatenlos, verachtet, verfolgt, seine Wanderung von Gehöft zu Gehöft, von Dorf zu Dorf, Woche für Woche, fünf geschlagene Tage, ohne seine Familie zu sehen, überall empfangen wie ein räudiger Hund, eines seichten Spottes wehrlose Beute. Eine praktische Schulbildung hat er nicht genossen, nichts kennt er als seinen Talmud, die Thora, und nichts besitzt er als die Vorstellung eines strengen Gottes, der seine Hand aushält über das auserwählte Volk, dem er angehört. Auf seinen Wanderungen, Sommer und Winter, lebt er von den wenigen Speisen, die ihm seine Religion ausserhalb seines koscheren Haushalts gestattet (z. B. Bier und Brot), schläft in Scheunen und Ställen. Manchmal sitzt er irgendwo weit draussen an der nassen Landstrasse am Strassenbord, verzweifelt, einsam, und weint heisse menschliche Tränen über Schnürbendel und Lilienmilchseife, rafft sich wieder auf, zäh, die Last seiner Ware, die Last seiner Familie, die Last seines Volkes auf seinen schmalen Schultern, und nur das eine Ziel vor Augen: Sein, bestehen, denn Gott will es so. Und die Demütigung und der Spott und der Hohn rinnen an ihm

herab wie der Regen des herbstlichen Landes. Aber am Freitagabend kommt er nach Hause, müde und besudelt, und siehe, es geschieht ein Wunder, aus dem Bettler wird ein König! Mit dem ihm von seiner Religion vorgeschriebenen wöchentlichen Bad gleitet der Alltag von ihm ab; er wechselt seine Wäsche, er zieht sein bestes Kleid an, und bis zum Samstagabend, dem Sabbat-Ausgang, teilt er seine Zeit zwischen seiner Familie und der Synagoge. Alle Arbeit ruht, kein Feuer brennt in seinem Haus, er forscht in seiner Thora, und aus dem Worte Gottes, aus der vollständigen Entäusserung von allen materiellen Zielen schöpft er die Kraft und die Zuversicht für eine neue, lange, grausame und einsame Woche. — Dieser selbe Mann besitzt heute in Palästina sein eigenes Haus, seine neun Kinder sind gross und selbständig geworden, drei davon sind in Zürich Inhaber von grossen Geschäften. An ihm hat sich die Verheissung erfüllt; er wird dereinst im Lande seiner Väter ruhen.

Es bedürfte der Feder eines Zola, das heroische Epos des jüdischen Hausierers zu schreiben, dieses Leben passiven Mutes, dessen christlicher Ausdruck «dulden» heisst.

Viele ansässige Juden sprechen mit Verachtung von ihrem östlichen Glaubensgenossen, dem «Polacken». Sie scheinen vergessen zu wollen, dass ihre Väter und Grossväter zu Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts ein ähnliches Leben geführt haben, mochte ihre Wiege in Lengnau, Endingen oder Gailingen gestanden haben. Die meisten jüdischen Vermögen bauen sich ursprünglich auf den paar tausend Fran-

ken Erspartem eines Vorfahren auf, die der Lohn eines solchen Daseins waren.

Es gibt wenig negativ-moralische Attribute, die dem geschäftsmässig tätigen Juden nicht zugeschrieben werden. Seine christlichen Kritiker zu hören, ist der geldgierig, geizig, verschlagen, listig, unaufrichtig, betrügerisch, feige, takt- und würdelos, unzuverlässig, aufdringlich, schmeichlerisch, servil, vorwitzig und frech — und diesem Heer unrühmlicher Eigenschaften werden seine geschäftlichen Erfolge zugeschrieben. Es ist dem Einsichtigen aber ohne weiteres klar, dass diese Prinzipien keine Erklärung sein können für die unbestreitbare Prosperität jüdischer Kaufleute. Man kann es sich nicht vorstellen, dass ein Geschäft, dessen Inhaber diese Eigenschaften besitzen, inmitten einer honarablen schweizerischen Kaufmannschaft, in einem Lande mit exakten und respektierten Gesetzen sich auf die Dauer würde halten können, wogegen es doch in der Schweiz sehr viele jüdische Firmen gibt, die auf über zwei Generationen ihres Bestandes zurückblicken können.

Zweifellos liegt der Grund viel tiefer; er hängt offenbar mit der Verstreuung der Juden auf der ganzen Erde zusammen, mit ihrer Isolation inmitten kompakter und meistens feindlicher Massen anderer Völker. Mit dem Kampf um seine wirtschaftliche Existenz spielt der Jude « le tout pour le tout »; es ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Existenzkampf; alles hängt für ihn davon ab, ob er reussiert. Daraus entsteht seine beinahe mystisch zu nennende Beziehung zum Geld; dessen Häufung wird seines Lebens eigentlicher Zweck. Das hat dieser Nomade als bit-

tere Lehre seiner Jahrhunderte währenden Wanderung begreifen gelernt: Geld ist international und heimatlos wie er selbst. Ware ist an Ort und Zeit gebunden, Geld aber ist ihr allgemein gültiges Symbol. Die Ware lagert, verdirbt, wird verbraucht, vergeht; Geld ist das einzige, das er mitnehmen kann, das bleibt und überall gültig ist. Ware ist immer vorübergehendes Eigentum, nur Geld kann ihm, dem Bodenlosen, dauernder Besitz werden. Ware ist Mittel, Geld ist Zweck. Verliert die Ware an Wert? Fort mit ihr, er liebt sie nicht, das Geld muss herein. Auch der ansässige Jude fühlt die Dynamik seiner wandernden Vorfahren weiter in sich wirken. Er handelt genau so, als müsste er morgen schon wieder weiterziehen: Liquidität ist sein Prinzip — ein gutes, anerkanntes, kaufmännisches Prinzip. Geld allein verschafft ihm Ersatz für all das, was er kraft seines Schicksals nie haben konnte: Das Bewusstsein der Heimat, der Bodengenössigkeit, des nationalen Stolzes, den «guten» Namen, innerliche, volksmässige Verbundenheit mit den Menschen des täglichen Verkehrs — selbst den Eingang zu einem höheren geistigen Leben, das organisierte Nationen ihren armen, begabten Kindern verschaffen.

E r f o l g

« They climb » (sie klettern), sagt der Amerikaner von den Juden. Das ist der richtige Ausdruck, und in beinahe kindischer Weise wacht der Jude darüber, Stufe um Stufe seines sozialen Aufstieges zu markieren. Der Pelzmantel und das Perlencollier seiner Frau, sein Automobil, sein eigenes Haus, sein zweites

Dienstmädchen, selbst das akademische Studium seines Sohnes und dessen Reitstiefel sind Etappen seines Erfolges. Allerdings, manchmal entgeht ihm das Mass für die traditionelle Gewordenheit solcher äusserer Merkmale; er legt sie sich oft bei, bevor sie Symbole seines Besitzes geworden sind, überspringt gleichsam in seinem äussern Habitus dazwischenliegende soziale Stufen (trägt z. B. am Samstag Lackschuhe zum Strassenanzug, wenn er noch am Freitag Eier auf dem Markt verkauft, oder er trägt einen gekauften Siegelring mit einer Grafenkrone und was dergleichen Absurditäten noch mehr sind). Dann wirkt er ausgesprochen lächerlich; er wird zum typischen Parvenu. Das jüdische Parvenutum ist eine neuere Erscheinung; die Juden früherer Generationen machten sich eher ärmer als sie waren, vielleicht weil sie damals die Missgunst der Christen mehr fürchteten.

G e i s t

Der Brillenschleifer Baruch Spinoza, der Journalist Karl Marx, der Sorbonneprofessor Henri Bergson, der Wiener Arzt Sigmund Freud, der Physiker Albert Einstein: jüdische Namen, die den populären Begriff des Judentums nicht mehr assoziieren. (Sie sind Entschuldigungen des Judentums, wie ein zynischer Antisemit sagte.) Wie ist es möglich, möchte man sich nach den vorangehenden Bemerkungen fragen, dass dieses selbe Volk, dessen Existenz so sehr vom Erwerb und Besitz materieller Güter abzuhängen scheint, auch solche Männer hervorbringen kann? Kann denn Materie Geist erzeugen? Moses zerstlug die heiligen Tafeln, als er sein

Volk um das goldene Kalb tanzen sah. Müssen diese Tafeln nicht immer von neuem wieder zerschlagen werden, wenn man diesen wie schicksalbestimmten Drang der Juden nach materiellem Besitz mitansieht, der doch notwendigerweise ein Verrat am Geiste werden muss?

Es gibt wohl für den psychologisierenden Beobachter kein spannenderes Schauspiel, kein interessanteres Demonstrationsobjekt, als der Kampf des Geistes mit der Materie, der sich im jüdischen Volk abspielt. Wohl in keinem Volke finden wir die Typen des «homme d'action» und des «homme de pensée» so eng und so extrem beieinander wie im jüdischen. Wie oft nicht vereinigt dasselbe Individuum diese beiden Seelen in seiner Brust, zwei polare Extreme, die global genommen geradezu ein Charakteristikum des Juden ausmachen. Gewiss, darüber sind keine Worte zu verlieren, in manchen Kreisen (leider meist gerade dort, wo der Existenzkampf zu Macht, Erfolg und äusserem Ansehen geführt hat) ist Geist und Bildung so rar wie das Wasser in der Wüste Gobi. Wohl bedeuten die vielen und regelmässigen jüdischen Theater-, Konzert- und Vortragsbesucher eine Referenz an den Geist; leider aber bleibt es sehr oft bei der Geste, wenn nicht damit überhaupt einfach die gesellschaftliche Stellung dokumentiert werden soll. Wer aber die jüdische Gesellschaft etwas genauer kennt, der findet überall in ihr verstreut den zärtlich-verachtungsvoll behandelten «Schlemihl», d. h. den Menschen, der «es zu nichts bringt». Nicht, dass es ihm etwa an Intelligenz gebräche, aber es fehlt ihm der dynamische Impuls seiner betriebsamen Glau-

bensgenossen; er ist bereit, das geistige Leben zieht ihn an, er hat Gefühl und Sinn für das Schöne, aber er ist indolent, unschöpferisch, er ist ein tatenloser Zigarettenraucher, eine Kaffeehausnatur. Sehr oft hat er auch eine legitime bürgerliche Stellung, ist Student, Antiquitätenhändler oder Bildervermittler, Annoncenacquisiteur, « Privatgelehrter », Lehrer, Journalist oder auch nur — Schachspieler. Er kann vieles, nur « handeln », kaufmännisch und wörtlich genommen, kann er nicht. Manchmal gehört er auch einer akademischen Berufsgattung an, verfolgt irgendwo, nur in Fachkreisen anerkannt, zäh, aufmerksam und bescheiden ein reines, wissenschaftliches Ziel, dessen Erreichung ihm in den seltensten Fällen Ehre, Besitz fast nie einbringt. Mit einem Wort: Er ist ein « Idealist ». Wer die Juden kennt, weiß, dass es jedes Juden geheimer Wunsch und Ehrgeiz ist, « ein Idealist » zu sein. Das Wort hat in seinem Vokabularum einen beinahe mystischen Klang. Besonders auf materiellem Gebiet sehr tüchtige Juden gestehen im persönlichen Gespräch gern ein, dass sie « eigentlich auch » Idealisten seien; allerdings verstehen sie das dann so, dass ihre realen Ziele durch diesen privaten Wunsch keine Einbusse erleiden dürfen.

Die jüdische Gesellschaft erhält sehr oft diese « Schlemihs », unachtsam, gleichsam nebenbei, und es wird nicht viel Aufhebens davon gemacht; es ist wie ein verschämter Tribut an den Geist, dem man selbst entsagte. Zärtlichkeit, Verachtung und gutmütiges Mitleid begleiten die Gebegeste; vielleicht klingt auch irgendwo in der Sourdine die Erinnerung an grössere jüdische Namen mit.

E r o s

Die Geburt eines Mädchens wird bei den Juden mit freundlich resigniertem Achselzucken, die eines Jungen mit lautem Jubel begrüßt. Ein Mädchen bedeutet eine grössere Sorge für die Familie, es fordert eine Mitgift, der junge Mann nicht, er wird dereinst eine bekommen, selbst wenn er kein Vermögen besitzt. Ob ein jüdisches Mädchen sich verheiraten kann, hängt sehr oft einzig und allein von der Mitgift ab, die es erhalten wird. Bekanntlich wird nach jüdischem Brauch die Mitgift des Mädchens am Tage seiner Hochzeit ausbezahlt; sie ist gleichsam der Entgelt an den Bräutigam dafür, dass er die Familie von der Verantwortung für das Mädchen entlastet. In vielen Fällen erlaubt sie ihm die Gründung einer Existenz. (Die « Einheirat » ist nur ein anderer Modus dieses Prinzips.) Unausgesprochen ist bei einer solchen Heirat die Unberührtheit des Mädchens Voraussetzung. (Im negativen Fall wird die Mitgift oft erhöht.) Aus diesem Zusammenhang erklärt sich auch zum Teil die höhere Wachsamkeit über die « Ehre » des jüdischen Mädchens, sogar in sozial beschränkten Verhältnissen; ein Grund vielleicht, weshalb aussereheliche jüdische Verhältnisse so selten sind und der jüdische junge Mann seine flüchtigen Abenteuer beim christlichen Mädchen sucht, wo er glaubt, weniger Verantwortung zu übernehmen.

Man kann nicht ernst genug über diese Dinge sprechen, weil hier im Verhältnis zwischen Juden und Christen eine der wundesten Stellen berührt wird. Hier offenbart sich, dumpf im Erotischen verquickt, eine der tiefsten Ursachen des Judenhasses. Dem Christen erscheint der

Jude wie ein verantwortungsloser Nomade, der mit der Frau, die ihm gefällt, wohl das Lager, nicht aber das Leben teilen will. In dieser typischen Haltung des Juden dem christlichen Mädchen gegenüber — in diesem a priori bewusst gewollten Provisorium der Verhältnisse — kommt zweifellos ein ausgesprochener Rassenstandpunkt zum Ausdruck, der auf die latente Abneigung gegen den Juden wirken muss wie Oel auf Feuer. (Es wäre darüber sehr viel zu sagen, mangelte nicht der Platz.)

Mag vom soziologischen Standpunkt aus die Verbundenheit der materiellen Begleitumstände in der jüdischen Eheschließung klug und vernünftig sein (sie schafft sehr oft einen Vermögensausgleich), so hat sie psychologisch auf die Frau tiefe Wirkungen. Der geschilderte Mechanismus, der beim Abschluss der jüdischen Ehe in Funktion tritt, die Auffassung, dass die Virginität einen Teil der Mitgift darstelle, lehrt nämlich das jüdische Mädchen früh, neben dem Wert der « Ehre » den Wert des Geldes schätzen. Das gibt ihm in seiner ganzen Einstellung zum Mann, ohne dass es weniger temperamentvoll wäre als das christliche Mädchen, sehr oft etwas Zielbewusstes, Vernünftiges, Berechnendes, Illusionsloses. Sie verliert dadurch für den Eingeweihten viel von ihrem « sex appeal ». Vielleicht ein weiterer Grund dafür, warum der jüdische junge Mann in vielen Fällen sein Liebesleben von der Angelegenheit seiner Verehelichung trennt und sich sehr oft zum christlichen Mädchen hingezogen fühlt, wo er eine gewisse bedingungslose Hingabe zu finden glaubt, weil die kommerzialisierende Einschätzung fehlt.

In der Ehe wird denn die jüdische Frau recht eigentlich die Trägerin des materiellen Prinzips, der Stachel des Erfolges. Obschon sie meistens mit dem Gelderwerb ihr Lebtag lang nichts zu tun gehabt hat, kennt sie als illusionsloser Spiessgesell ihres Gatten dessen Mechanismus von Grund auf. Sie ist das Opfer, der Preis und die Nutzniesserin dieses Systems. Sie ist die zentrale Stelle in der materiellen Struktur der jüdischen Familie; sie ist es, die das heilige, erhaltende Herdfeuer ihren Kindern übermittelt.

Mag auch bei diesen, in vielen Fällen durch den Schadchen (Heiratsvermittler) gestifteten Ehen Liebe das Hauptmotiv nicht gewesen sein, in der Praxis erweist es sich, dass gerade dieses materiell begründete Spiessgesellentum Werte schafft, die für den Bestand einer Ehe von gleicher Wichtigkeit sind, wie für deren Zustandekommen die Liebe: Intimste Solidarität der Frau auch in schlechten Zeiten (weil ihre Existenz ganz und gar an die ihres Mannes gebunden ist), Dankbarkeit, Zusammenschluss in einer feindlichen Aussenwelt, illusionslose Erkenntnis, dass der Existenzkampf des Juden ein Kampf um alles ist. Seine Frau wird dann recht eigentlich zum Symbol seines Erfolges; in ihr bringt er sein ganzes materiestrebiges Wunschleben zum Ausdruck. Oft ist sie ein majestatisches Hohelied materiellen Ehrgeizes: Teure Stoffe, kostbare Pelze, Juwelen bedecken sie in beinahe orientalisierender Weise. Ist es eine ironisch-liebenswürdige Rache des Geistes, wider den sie sündigt, dass sie oft ein wenig gegen Fettleibigkeit anzukämpfen hat?

G e s e l l i s c h a f t

In einer Konzert- oder Theateraufführung kann man von Nachbarn oft die Bemerkung hören: « Es ist die reinste Synagoge, das Haus ist voller Juden. » Wenn man dem nachgeht, so findet man in der Tat, dass sich unter den Besuchern eine grosse Anzahl von Juden befindet. Sie sind da, und man erkennt sie. Aber wieso erkennt man sie, ohne mit ihnen persönlich in Berührung gekommen zu sein? Ueberall, in Paris, in London, in Berlin, wo ich hingekommen bin, habe ich mir immer wieder die Frage vorgelegt, wieso es komme, dass die Juden an öffentlichen Orten so auffallen und teilweise so unangenehm fremdartig wirken; denn es ist doch wirklich so, dass der ausgesprochen jüdische Typus der Witzblattkarikatur (die in dieser Beziehung ausserordentlich geistlos-konservativ ist) immer mehr verschwindet. Wenn der Blick so über die Reihen der Besucher hinwegleitet, so bleibt er unwillkürlich an einigen Damen hängen, deren Art sich zu kleiden auffällt. Es sind jüdische Frauen, jüdische Mädchen « besserer » Kreise. Zwar sind ihre Toiletten in denselben Salons hergestellt wie jene ihrer christlichen Nachbarinnen; aber es fehlt ihnen die kleine Nuance, dass sie dem gegenwärtigen Anlass nicht adäquat sind. Sie tragen Gesellschaftskleider für ein Ereignis, das nicht gesellschaftlicher, sondern öffentlicher Natur ist.

Hinter dieser Art sich zu kleiden, liegt eine tiefe Tragik verborgen. Sie demonstriert, dass den Juden bei uns eine wahre gesellschaftliche Tradition abgeht, dass sie zum grossen Teil ein gesellschaftliches Leben überhaupt nicht

kennen, und dass ihnen deshalb manchmal die peinliche Verwechslung passiert, in öffentliche Anlässe ihre Vorstellung gesellschaftlichen Lebens hineinzuprojizieren. Und bei dieser Gelegenheit kommt dann ihre innerliche Unverbundenheit mit der Mentalität des Landes eklatant zum Ausdruck.

Der gesellschaftliche Anlass meint ja nicht die Geselligkeit allein, er meint die Parade, das Revue-passieren-lassen des Erfolges; er ist symbolisch die Blüte eines auf Ansehen angelegten Lebens. Aus seinem intimen Minderwertigkeitsgefühl heraus ist bei einer gewissen Kategorie von Juden dieses Paradebedürfnis besonders herrisch. Da ihm aber das gesellschaftliche Leben in der Gemeinschaft mit den Christen sehr oft verschlossen ist, muss er den öffentlichen Anlass dazu benützen, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

L ö s u n g ?

Das Leugnen des Christen hilft nichts. Es besteht ein jüdisches Problem. Der Jude trägt daran in jeder Stunde seines Lebens; in seiner Seele heimatlos, ein ruheloser Ahasver, ist selbst die Freiheit für ihn ein Artikel geworden, den er in Ratenzahlungen erwerben musste. Er ist ein Fremder in der Umwelt, und die Umwelt ist ihm fremdes Land. Die primitivsten Voraussetzungen einer seelischen Harmonie muss er sich erst in schwerem innern Kampf erringen. Ganz ist er nie mit sich selbst im reinen.

Es gibt drei Haltungen diesem Schicksal gegenüber. Die erste, dass er versucht, sein jüdisches Wesen ganz zu ertöten, dass er den Weg der bewussten und gewollten Assimilation beschreitet

und selbst vor der Taufe nicht zurückschreckt. Die zweite, dass er sich der zionistischen Bewegung anschliesst und versucht, sein Wesen ganz in diesem Boden der Verheissung zu verankern, um eine Nation zu werden wie die andern Nationen der Erde.

Die Haltung, die der Jude zum Judentum einnimmt, bedingt auch seine Stellung zu den Christen. Sowohl die vollständig bewusste Assimilation, als auch der Anschluss an den Zionismus bereinigt und vereinfacht die Stellung des Juden zur christlichen Gesellschaft. Durch die Assimilation will er werden wie sie, durch den Zionismus will er sich im Gegenteil von ihr unterscheiden. Als Frucht einer über zwanzigjährigen innern Auseinandersetzung mit diesem Problem muss ich gestehen, dass keine dieser beiden Möglichkeiten mir Befriedigung und Erlösung zu gewähren verspricht. Der bewusste Assimilant scheint mir sich wider die menschliche Würde zu versündigen. Was den Zionismus anbelangt, so glaube ich daran, dass in ihm eine Möglichkeit schlummert, Millionen Juden, wenn nicht ein materielles, so doch ein kulturell-geistiges Zentrum zu verschaffen; aber gleichzeitig scheint es mir, dass ich gerade als Bürger der Schweiz zuviel von europäischem Geiste geatmet habe, um es nicht wie eine seelische Einschränkung zu empfinden, dass die Juden ihre Geschicke nochmals

an ein Territorium binden wollen. Wenn die Juden eine Daseinsberechtigung besitzen und selbst an eine solche glauben, so werden sie bestehen, trotz ihrer Verstreuung. Und wenn sie eine solche nicht haben, so werden sie untergehen, trotz dem Judenstaat, den sie errichten wollen.

Persönlich muss ich mich deshalb für die dritte verbleibende Haltung entscheiden, die da ist: Die Inkonvenienzen des heutigen Daseins hinzunehmen, das Schicksal tragen und nicht eben stolzer und nicht eben trauriger über die Interpretation sein, die das Leben der alten jüdischen Vorstellung von der « Auserwähltheit » gegeben hat.

Es ist das Schicksal der Juden, dass sie horizontal über die Völker der Erde verstreut sind und vertikal in alle Schichten hinabreichen; eine seltsam symbolische Darstellung des Kreuzes, an das der Jude Jesus genagelt wurde. Wie für jedes echte Problem, gibt es für jenes der christlich-jüdischen Beziehungen keine vollgültige Lösung, denn die Schwierigkeiten kommen aus blut- und gefühlsmässigen Quellen.

Es sei dieser einen Hoffnung hier Ausdruck gegeben: Dass in diesen schicksalsbedingten, instinktmässigen Kampf soviel Geist hineingetragen werde, dass er etwas von der beschämenden Würdelosigkeit, mit der er vielfach geführt wird, verliere.

